

Diesen schmalen Hinweis las ich ohne weiteres als das auf, was er war: das Todesurteil für meinen kleinen Spielgefährten. Noch gab es ja einen kurzen Aufschub; wenigstens für so lange, bis die verhängnisvollen Hörnlein augenfällig und unleugbar in die Erscheinung traten. Doch das geschah nur zu bald. Es zeigten sich freilich vorerst nur winzige Anzeichen. Und ich konnte ins Feld führen, daß noch lange nicht alle Hornziegen mit den ihnen angeblicherten Lämmern behaftet seien. Aber mein Glück hatte einen Knackpunkt bekommen. Der Jägger stand wie ein Ungeheuer zwischen mir und ihm.

Nun begann ein schwerer Kampf. Ich wehrte mich hartnäckig für mein Jäcklein — und wußte doch, daß es dem Geisfrädel unrettbar verfallen war. Die Hörnlein wuchsen und wuchsen, sie schienen bereits wie kleine schwarze Fingerlein aus dem Stirnboden hervor. „Das hätte ich ihm nun wirklich nicht zugebraut“, sagte meine Mutter vorwurfsvoll, bekümmert.

Gemali gehörte ja noch immer mir, noch war das Schwere, mir kaum faßbare nicht ausgesprochen worden. Allein es fiel mir unheimlich auf, daß unsere Spielzeit gemach eingeschränkt wurde. Das viele Herumgumpen bekomme einem Gizi schlecht.

Man hätte mir jetzt ganz wohl alles sagen können. Ich wußte es doch. Und mein Geislein wußte es auch. Es verstand jedes Wort, das über sein Schicksal gesprochen wurde. Auch mein Schweigen legte es richtig aus. Wir waren oft recht traurig zusammen. Gemali trank die frischgemolkene Milch, die ich ihm im Becken vorlegte, säuberlich und anständig ohne zu glücken und zu niesen, bis auf den letzten Tropfen aus. Es mußte ja hübsch wachsen und gedeihen... Wir spielten lange nicht mehr so ausgelassen wie vormals. Es war, als ob wir beide plötzlich viel älter und vernünftiger geworden und durch das schwere Geschick noch inniger miteinander verbunden wären. Die mehr im Leben habe ich nachher an einem Geislein so hart und schmerzlich gegangen.

Da machte mir die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehen eine sonderbare Mitteilung. Ich müsse jetzt wegen dem Gemali keine Angst mehr haben. Der Vetter Karli in Unterbuch, der eine wunderliche Vorliebe für Horngeißeln habe, wolle es kaufen. Es bekomme einen guten Platz und ich könne dann hin und wieder nach ihm sehen. Wenn der Karli auch ein paar Fränkchen weniger gebe als — als der andere, so mache das nichts. Man könne den kleinen Ausfall vielleicht an einem andern Ort einbringen.

Als ich am darauffolgenden Nachmittag aus der Schule heimkam und mit der betrieblen Schiefertafel unter dem Arm in den Stall trat, war mein Geislein weg, der Verschlag war ausgeräumt und gecheuert. Ich heulte und war untröstlich. Aber die Mutter hatte mir in der Stube ein großes Stück Brot und eine Rauchwurst auf den Tisch hingelegt. Eine Rauchwurst! Ich widmete mich dem seltenen Lederbüßchen mit voller Hingabe.

Das Dorf geht krumm / Erzählung von Karl Springenschmid

Am 14. Oktober 1809 rückten französische Soldaten in das Tiroler Grenzortl Seegen ein und schlugen die Proklamation Napoleons an alle Hauswände. Damit war das Tirolerland zu beiden Seiten des Brenners dem Erzherzog Habsburg genommen und unter den Verbündeten des Franzosenkaisers aufgeteilt. Seegen und das ganze Pustertal kam zum Königreich Illryen.

Es war ein schöner klarer Herbsttag. Das Dorf lag böslich still. Draußen auf dem Wirtsdach ging der Altknecht hinter dem Pfluge her. Er hatte die alte, trüchtige Kuh eingespannt, die breitschultrige, die Küster waren im Krieg geblieben.

Der weidheirige Trostervater blieb beim Wegkreuz stehen und wartete, bis der Altknecht mit dem Pflugegepann zum Weg her kam. Als der Altknecht den Pflug wendete, fragte er: „Wie tuets?“

Der Altknecht achtete nicht viel auf die Frage, brummte bloß: „Zuet wollt!“

„Giez herten sie uns ein!“ rief der Trostervater hervor.

„Wollt“, sagte der Altknecht und tätschelte die Kuh.

„Tirol, dös hat er z'rißen wie a Pfad“, zürnte der alte Bauer, „auf drei Trümmer hat er es z'rißen, der Napoleon!“

„Hü!“ sagte der Altknecht und schaute die Pflugegerten an.

Und so waren sie alle, die Seegner. Sie taten ihre Arbeit wie immer. Sie gingen hinter ihren Pflügen her, fleißig, mit breitem Tritt, sie warfen das Korn über die saathungrige Erde. Keiner fragte „warum?“ Sie säten, wie sie immer gesät hatten.

Die Napoleonssoldaten ließen sie im Dorfe walten und schalteten. Der Offizier wohnte beim Kirchenwirt in der schönen Kam-

gabe, der erste Schmerz schloß sich an ihm an. Als ich bald mit essen fertig war, kam die Mutter aus der Küche hervor. Bei ihrem Anblick fing ich mit vollgepfropften Backen wieder zu weinen und zu pfeuseln an. Sie rebete mir mit vielen Worten zu. Von dem Gizi gelb betäme ich auf Pfingsten ein neues Strohhütlein, wie der Gottlieb Bräm eines habe, bloß ein noch schöneres Band darum. Und dann dürste ich mit ihr zum Vetter nach Unterbuch, damit ich selber sehen könne, wie gut es meinem Gizi ginge.

Pfingsten kam, und die Welt drehte sich um einen neuen Hui mit dem grünen Sammetbändchen. In Unterbuch gab es dann allerdings eine schwere Enttäuschung. Das Jäcklein des Veters Karli trug zwar fast die gleiche Farbe, wie mein Gemali sie gehabt; aber es hatte einen kurzen Wuschkopf und fuhr sehen und fremd zurück, als ich es streicheln wollte.

„Seht kennt es dich goppel schon nicht mehr“, sagte die Mutter. Der Zug stand ihr nicht gut an. Immerhin wollte ich sie nicht in Verlegenheit bringen, ich schweig. Ich hatte bis jetzt alles, was vom Munde meiner Mutter kam, als heilige Wahrheit hingenommen.

Die großen Leute halten einen halt gern ein bißchen zum Narren“, meinte Jakobli Stoller, als ich ihm andern Tages von Vetter Karli Geislein erzählte, das meines sein sollte, und dabei ein ganz gewöhnliches bloßes Gizi sei. Er kniff das linke Auge zu und lächelte verschmitzt. O — das sei ihm nichts neues. Er wollte wissen, daß meine Eltern das Horngeißlein mir zulieb doch behalten hätten: mit eigenen Ohren habe er gehört, wie ihnen der Jägger zu der kleinen Schwindelerei geraten. Nach dessen Beteuerungen hätte das Gizi des Veters dem meinigen wie ein Ei dem andern gleichen müssen. Jakobli bekannte mir ferner unter dem Siegel der Verschwiegenheit, der Geisfrädel habe das Gemali in Bräms Wagenkopf abgestochen, damit ich nachher nichts merke. „Aber du mußt jetzt lieber nicht mehr daran denken“, fügte er tröstend hinzu. „Es ist ja nun schon vier Wochen her. Und das Gemali hätte später doch einmal gemegget werden müssen, wie unsere weiße Gettelle, von der meine Tante nicht ein einziges Bröcklein Fleisch ge- geissen hat.“

Ich habe meiner Mutter nichts nachtragen können. Es gab doch keinen Menschen auf der Welt, der es so gut mit mir und mit uns allen meinte, wie sie. Und mein neues Strohhütlein mit dem grünen Band hätte ich um keinen Preis mehr hergeben mögen, nicht einmal um — ich fand den Gedanken selber niederträchtig, doch wegleugnen konnte ich ihn nicht.

Den Jägger hatte ich von jener Zeit an womöglich noch ausgiebiger als vorher. Ich sagte es als eine gerechte Strafe für seine zahllosen Untaten auf, als er im gleichen Sommer durch die Garbenlute der Fruchtziele fiel und tot aus der Tenne getragen werden mußte.

mer und langweilte sich. Er konnte es nicht verstehen, daß diese unbeweglichen, schwerfälligen Menschen dreimal die Waffen ergriffen und den Feind aus ihrem Lande gejagt hatten. Für welches Land? Steine über Steine, nicht wert, daß dafür Blut floß.

Im Dorfe blieb alles ruhig. Die Waffen waren ordnungsgemäß abgeliefert, gesammelt und eingezogen worden. Quartier und Verpflegung war in Ordnung. Es gab nichts mehr zu tun.

Beim Kirchenwirt in der Gaststube kamen die alten Bauern zusammen, Sonntags nach der Messe. Sie sprachen vom Vieh und vom Korn. Sie handelten um das Holz und tranken langsam, in kleinen Zügen, den sauren Wein.

Der französische Offizier, der sich auftragsgemäß über die Stimmung der Bevölkerung unterrichtet hatte, fand keinen Anlaß zur Klage.

Aber er kannte sie schlecht, die Seegner Bauern. Freilich, an eine neuerliche Erhebung konnte niemand denken. Das Land war ausgeplündert bis zum letzten, leer wie ein Bettelstall in der Fastenzeit. Die Franzosen waren die Herren im Lande. Aber inwendig, im inneren Herzen, da glühte der Born über die geschändete Heimat. Sie sprachen vom Vieh und vom Korn, aber sie dachten an den Kaiser Franz und an den Erzherzog Johann. Sie dachten an Österreich.

Wenn aber einem solcherlei auf die Lippen kam, dann trat der Kirchenwirt allsogleich dazwischen und mahnte: „Leut, thut gicheit sein! Die Stuben haben Augen. Die Straußen haben Ohren. Tuet gicheit sein, Leut!“

Und sie waren klug, die Seegner Bauern. Sie wußten den

hohen Droschen hinunter und schwiegen, handelten um Vieh und Holz und dachten bloß, was zu reden verboten war.

So ging alles im Dorf seinen guten Gang, etliche Wochen lang.

Im Weihnachten war es, als der Kirchenwirt, der die Bauern am besten kannte, zu seinem Weib sagte: „Giez ist es Zeit, daß eppas geschieht. I kenn's, die Bauern können es nimmer schluden und würgen. Die Sach hat sie inwendig eingestrichen, aber hiez san sie es satt. Es mußt eppes geschehn, irgendwas, grad daß es die Bauern wieder eine Weil ausbalten!“

Da kam die Geschichte mit dem Holzer Niggele. Grad recht, bevor vielleicht etwas Anderes und Schlimmeres gekommen wäre.

Stolpert der alte, trübselige Holzer Niggele mit seinem krumpen Fuß zum Kirchenwirt in die Gaststube. Es ist am Christtag nach der Mess, die Stuben ist voller Leut. Die Tür zum Extrazimmer steht offen. Drinnen sitzt der französische Offizier mit seiner Madam und speist den Kalbsbraten.

Der Holzer Niggele host sich zum Bauernstisch, streicht seinen Gottvaterbart auseinander, steckt den Kautabak in den Hosensack und tut einen feinen Schluck Wein. Deut ist ja Christtag! Christtag ist nur einmal im Jahr. Heut vergönnt sich der Holzer Niggele eine halbe Spezial.

Der Holzer Niggele ist den Wein nicht gewohnt. Er hebt lustig zu reden an und schnaggelt mit den Fingern. Dann erzählt er etwas von dem armen Christkindl, dem sie nicht einmal einen warmen Rock mehr gönnen, dem sie das Hemd auf drei Segen zerrißen haben und der arme Vater Franz —

„Jofel“, sagt einer von den Bauern.

„Franz“, sagt der Holzer Niggele laut und — noch lauter: „Der gute Vater Franz, der muß dabeistehn bei dem armen Tiroler Kindl und kann ihm nit helfen. Aber es kommen die heiligen drei König, der König von Rußland, der König —

„Nicht! macht der Kirchenwirt. Niggele, halt's Maul!“ Und heimlicher sagt er zu den Bauern, die ringsum die Ohren spizen: „Gschiet sein, die Madam versteht deutsch!“

Aber da kennt der Kirchenwirt seinen Wein und den Holzer Niggele schlecht. Einen bligroten Kopf hat er, der Holzer Niggele. Er spreizt seinen krumpen Fuß beim Ofentritt ein, steht auf, geht zum Extrazimmer hin und schreit: „Der Nabo- lium ist a Lump!“

„Aus ist's.“

„Wie?“ fragt der Offizier seine Madam. Drinnen in der Stuben ist alles drunter und drover. Die Bauern lachen, schreien. Eilige springen von den Bänken und machen eine Mauer. Diese Mauer entlang schuppt der Kirchenwirt den Holzer Niggele aus der Stube.

Als der Offizier, den Degen in der Hand, unter den Bauern steht, rollt der Holzer Niggele schon draußen über die Tennenbrücke und die Bauern selbst haben nichts gehört und wissen von nichts.

Aber die Madam hat den Niggele gesehen, und sie sagt dem Offizier auf französisch, daß es einer war mit einem krummen Bein.

Die Wache tritt ein. Der Offizier läßt die Stube räumen. Er steht selbst bei der Türe und schaut den Bauern auf die

Das Testament / Erzählung von S. Schröngamer-Heimdal

III right!

Der Mesner, der einen weitschichtigen Vetter in Amerika hat, kündigt seine Erwartung und Spannung mit diesem Rauberwort transatlantischer Prägung, und mit ihm das ganze Dorf.

Denn der sagenhafte Vetter ist gestorben, hat ein Heibengeld hinterlassen — wie man wenigstens vermutet — und das alte Heimatdorf zum Erben eingesetzt, was man schon amtlich in Händen hat. Denn der schrullenhafte Vetter in Amerika, den man im Dorf kaum mehr vom Hörensagen kannte, hat den Dorflehrer Jörg Liebowein in das Land des Dollars bestellt, um das Testament für das Dorf eigenhändig abzuholen.

Es wäre doch so einfach gewesen, jetzt im Zeitalter des Verkehrs über Landesgrenzen und Weltmeere hinweg, das Geld einfach überweisen zu lassen. Was mußte also ein lebendiger Mensch über das große Wasser gehen werden? Der Tote konnte doch sein Testament auch mit der Post herüberreichen lassen — und das Geld erst recht. Nun ist Jörg Liebowein zurückgekommen.

Das Dorf harret seiner Enthüllungen in der alten Wirtstube. „Jehntausend Dollar sind es mindestens“, meint der Mesner. „Da trifft dann auf jedes Haus im Dorf ein Tausender. Aber nicht Mark, sondern Dollar. III right!“

Wette. Aber alle gehen aufrecht auf zwei gesunden Beinen durch die Türe.

Aber die Madame ist ganz überzeugt, daß der Mann, der das furchtbare Wort gerufen hat, auf einem Beine krumm geht. Der Kirchenwirt wird verhört. Er weiß von nichts. Hausdurchsuchung. Vergeblich!

Der Offizier des Kaisers der Franzosen kann diesen Schimpf nicht ungezügelt hinnehmen. Er muß den Täter ausfindig machen. Endlich ist eine Gelegenheit, um Madame zu zeigen, daß er auch in diesem langweiligen Bergneß weiß, was er hier zu tun hat.

Der Offizier denkt nach. Dann weiß er es. Ein Plan, scharf und klar! Diese vier- schritigen Bauernstöpel! müßten damit den Rittstäter aus- liefern. Scharf und klar, wie die Klinge seines Degens, ist sein Plan.

Stefanitag! Die Bauern sind alle bei der Messe. Da alarmiert der Offizier die Wache. Die Kirche wird umstellt. Die Sa- kristeikirche wird verriegelt. Nun ist bloß der Hauptauegang. Da stehen zwei Doppelposten.

Jetzt ist der Vogel in der Falle.

Der Befehl ist klar und scharf: Den ersten, der auf einem Bein krumm geht, verhaften!

Der Offizier steht in seiner Kammer beim Fenster und schaut befriedigt hinüber zu seinen beiden Doppelposten. Er hat seiner Madam bereits den Feldzug erklärt und freut sich auf den Fang.

„Vier Jahre schweren Kerker“, sagt er.

Die Glocken läuten. Die Messe ist aus. Zuerst kommen die Frauenzimmer aus der Kirche. Einzeln, hintereinander gehen sie durch die Reihe der französischen Soldaten.

„Endlich eine kleine Sensation“, sagt der Offizier, „es war schon nicht mehr auszuhalten vor Langelweile!“

Madame nickt bloß und schaut wie gebannt hinüber zur Kirche.

Hinter den letzten alten Weibern kommen die Männer. Die Soldaten machen sich bereit: der Erste, der hinkt...

Schon der Erste hinkt.

Sie fassen ihn. Es ist der Kirchenwirt. Den kennen sie. Der kann es nicht sein. Er hinkt heute wohl nur aus Ver- sehen. Sie lassen ihn aus.

Der Zweite hinkt. Ehe ihn die Soldaten fassen, sehen sie, daß auch der Dritte hinkt und auch der Vierte. Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Sie besprechen sich. Einer eilt her- über zum Kirchenwirtschhaus, weitere Weisungen zu holen. Aber schon springt ihm wütend der Offizier entgegen.

„Aufhalten!“ schreit der Offizier. „Aufhalten, alles ver- haften!“

Aber die Männer sind inzwischen schon auf den Dorfplatz getreten, ihrer sechzig, und jeder hinkt und zieht kläglich sein rechtes Bein nach.

Die Kirche ist leer. Der Vogel ist ausgeflogen.

Der Offizier stampft zornig in den Boden. Umsonst! Er sieht eben die letzten Bauern mühsam durch die Gasse hinunterhinken.

Oben am Fenster steht Madam und lacht.

An diesem Tage war es, daß der Kirchenwirt zu seinem Weibe sagte: „So. Giez halten mier's wieder etliche Wochen aus!“